



STEFAN

HEYMM

LASSALLE

ROMAN

C.Bertelsmann

Zum Buch:

Wer war Ferdinand Lassalle? Der jüdische Kaufmannsohn Lassal aus Breslau hatte Rechtswissenschaften studiert und später unter dem Namen Lassalle als Politiker, brillanter Redner und Organisator der jungen Arbeiterbewegung von sich reden gemacht. Aber man kannte ihn auch als charmanten Plauderer auf Empfängen und Bällen der feinen Gesellschaft. Seine Frauengeschichten füllten die Klatschspalten der Zeitungen und nährten die Salongespräche. Stefan Heyms biographischem Roman schildert ein Jahr im Leben Lassalles, das Jahr vor seinem Tod. In Rückblenden und Reflexionen, in der Auseinandersetzung mit seiner Welt kommen Lassalles Stärken zum Vorschein – und seine Grenzen.

Stefan Heyms faszinierende Romanbiografie über den Gründungsvater der SPD, auf Deutsch 1968 erstmals bei Bechtle, München und Esslingen, erschienen, nun Teil der digitalen Werkausgabe.

»(...) weit mehr als ein historischer Roman. Es dürfte kaum einen Leser geben, der nicht von der widerspruchsvollen und doch so genialen Persönlichkeit Lassalles gefesselt würde.«

Neue Zürcher Zeitung

»Ein brillant geschriebenes Porträt.«

Washington Post

Zum Autor:

Stefan Heym, 1913 in Chemnitz geboren, emigrierte, als Hitler an die Macht kam. In seiner Exilheimat New York schrieb er seine ersten Romane. In der McCarthy-Ära kehrte er nach Europa zurück und fand 1952 Zuflucht, aber auch neue Schwierigkeiten in der DDR. Als Romancier und streitbarer Publizist wurde er vielfach ausgezeichnet und international bekannt. Er gilt als Symbolfigur des aufrechten Gangs und ist einer der maßgeblichen Autoren der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Er starb 2001 in Israel.

Besuchen Sie uns auf www.cbertelsmann.de und Facebook.

Stefan Heym

Lassalle

Roman

C.Bertelsmann

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Titel der Originalausgabe: *Uncertain Friend*
Zweite vom Autor besorgte Fassung, erschienen erstmals 1968 beim Bechtle Verlag, München und Esslingen

E-Book-Ausgabe 2021
Copyright © 1968 für Original und Übersetzung by Inge Heym
Copyright © 2005 by btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by C. Bertelsmann Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlagkonzeption und -gestaltung: Sabine Kwauka, München nach einem Entwurf von Hafem Werbeagentur, Hamburg
Umschlagmotiv: © Shutterstock
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Abd Aibling
ISBN 978-3-641-27837-3
V002
www.cbertelsmann.de

Sickingen:

... Der Plan war gut, alles genau berechnet ...

Balthasar:

... so war's Euch besser, Ihr

Erlaubt Euch offen gegen Kaiser Karl,

Schreibt Umformung der Kirche und des Reichs

Mit großen Zügen lesbar auf Eu'r Banner,

Ja besser selbst, Ihr riefte kraft solcher Titel

Und solchen Rechts Euch kühn zum Kaiser aus, ...

Als dies Versteckens mit dem Freund zu spielen ...

– Genau berechnet, sagt Ihr! Ja, das eben,

Das eben ist's! Durch Eure Klugheit stürzt Ihr ...

Oh, nicht der Erste seid Ihr, werdet nicht

Der Letzte sein, dem es den Hals wird kosten,

In großen Dingen schlau zu sein. Verkleidung

Gilt auf dem Markte der Geschichte nicht ...

Ferdinand Lassalle

Franz von Sickingen

V. Akt, 2. Szene

Erstes Kapitel

Sie liebte Grandmaman.

Grandmaman lag in ihrem Bett, riesige Kissen unter dem Kopf; die Nase, scharf wie ein Schnabel, schimmerte gelblich im Lampenlicht. Grandmaman hatte sie hierhergebracht aus Nizza, aus dem Wirbel der Bälle, Empfänge, Regatten, Blumenkorsos mitten in das steife, enge, winterliche Berlin. Bei euch wird ihr noch völlig der Kopf verdreht, hatte sie zu Papa gesagt; Zeit, daß das Mädchen in feste Hände kommt. Und Papa, stets froh, wenn man ihm Verantwortung abnahm, hatte zugestimmt.

»Hélène«, sagte Grandmaman, »komm her.«

Helen trat gehorsam ans Bett. Sie spürte den prüfenden durchdringenden Blick; Grandmaman, eine gebürtige Wolff, hatte wiederum einen Wolff, einen entfernten Cousin, geheiratet; die Wolffs betrachteten die Welt und die Menschen mit nüchternen Augen, die stets sofort den eignen Vorteil erkannten. Sonderbar, dachte Helen, daß mein Blut zur Hälfte ihres sein soll. Ich sehe nicht aus wie sie. Ich ähne ganz Papa.

»Raff das hoch.« Grandmaman wies auf eine Spitzenrüsche.
»Man erkennt auch so genug von deinem Busen.«

Helen tat ihr den Gefallen. Grandmaman vergaß gerne, daß die junge Dame, deren Tugend sie da bewachte, schon mit dreizehn Jahren einem vierzigjährigen sardinischen General anverlobt gewesen war. Der General hatte sich in eine Miniatur von ihr verliebt. Auf den behaarten säbelbeinigen Kriegshelden war bald ein in Villafranca stationierter russischer Seeoffizier

gefolgt; und auf diesen ihr jetziger Verehrer, ihr walachischer Mohr, ihr Yanko von Racowitza.

Grandmaman lachte in sich hinein. »Schöne Unruhe wirst du da stiften.« Ein Wink mit dem Finger. »Küß mich.«

Helen drückte einen Kuß auf die dünnen, trockenen Lippen, die über dem Zahnfleisch nach innen fielen; Grandmaman nahm zur Nacht ihr Gebiß heraus. »Bleib nicht auf meinetwegen«, bat Helen.

»Du weißt, daß ich nicht einschlafe, bis du zu Haus bist. Spätestens um Mitternacht kommst du zurück!«

»Grandmaman« – Helen wandte sich von ihr, daß die Röcke wirbelten – »ich bin großjährig.«

Grandmaman rief: »Ein Narr bist du. Dein Herz wirst du dir noch brechen – und den Hals dazu.«

Schwer atmend lehnte sie sich in die Kissen. Mitunter war ihr, als hätte sie zuviel auf sich genommen; aber dann wieder hoffte sie, daß die Vernunft, die das Mädchen von der Wolffschen Seite der Familie ererbt haben mußte, die allerschlimmsten Torheiten verhüten würde.

Alles war in Bewegung geraten.

Der irre König, unter dem die Zeit stillgestanden hatte, war tot, und sein Bruder, der Prinzregent, trug nun die Krone. Eine neue Ära, hieß es. König Wilhelms Gedanken mochten nicht weiter reichen als die eines fähigen Kompaniefeldwebels, aber er war wenigstens geistig normal. Die Industrie, die das Herzgebiet Preußens erst so spät erreicht hatte, erwartete eine Blütezeit, und der solide Geschäftsmann reckte die Schultern und begann, von Freiheit zu reden.

Äußerlich hatte sich wenig geändert – bis man durchs Oranienburger Tor nach Norden gelangte, in die Vorstädte. Dort wuchsen die neuen Werkstätten und Maschinenfabriken aus

den kahlen Feldern, und der Rauch und Ruß ihrer Schornsteine verpestete die Luft; dort, inmitten fahler, überarbeiteter Männer und Frauen, gingen die Agitatoren um und säten Mißtrauen, Aufsässigkeit und Aufruhr – der übelste unter ihnen der elegante Dr. Lassalle. Im eigentlichen Berlin jedoch lagen die Straßen still wie immer; die neuen Gaslaternen warfen grellweiße Lichtkreise auf den kehrichtbedeckten Schnee und auf die müden Gäule, die gelegentlich eine Mietsdroschke vorbeizogen.

Im Hause Bonseri fand eine jener Soireen statt, wo Aristokraten und Künstler, Staatsbeamte und Journalisten, Militärs und Großkaufleute zwanglos zusammentrafen und wo von gewöhnlicher Kuppelei bis zur hohen Politik einige der gewagtesten Geschäfte der preußischen Hauptstadt geplant und abgeschlossen wurden.

Geheimrat Bonseri hielt sich bei den Spieltischen auf; allgemein glaubte man, daß er an solchen Abenden zwei- oder dreimal soviel gewann, wie ihn Speisen, Wein und Bedienung kosteten. Madame Bonseri, ein ältlicher Schmetterling, flatterte von Gruppe zu Gruppe, sorgte sich um die Wünsche ihrer Gäste, hielt Feinde getrennt und brachte die Konversation in Gang, wo sie steckenzubleiben drohte. Ein Streichtrio, welches der berühmte Dirigent Hans von Bülow freundlicherweise beschafft hatte, spielte diskrete Weisen; später würden, besonders für die jüngeren Gäste, die Walzer und Mazurken, die Lanciers und die Schottischen folgen.

Helen kannte die Wirkung ihres Auftritts: die Blicke der Männer, das Stocken der Unterhaltung. »Ma chère M'selle Dönniges!« zwitscherte Madame Bonseri. »Darf ich Ihnen vorstellen« – Namen, Titel, Gesichter; goldne Tressen, schwarze Krawatten, weiße Spitzen; Hacken schlugen zusammen, Lippen berührten ihre Finger – unter dem leisen Gezisch der

Gaskandelaber verschmolz das zu einer Art Glanz. Natürlich war es nicht Nizza oder Turin; ein paar der Herren erschienen ihr wie mit Sägemehl ausgestopft; auch ihr selbst fehlte der Glorienschein, den sie im Gefolge des Königlich Bayrischen Gesandten am Turiner Hofe und als dessen Tochter besessen hatte. Alles war mehr hausbacken hier; sogar die Dichter und Maler standen auf einer Gehaltsliste und sahen wie Handwerksmeister aus.

Sie war sofort von bewundernden jüngeren Herren umringt. Wann war sie nach Berlin gekommen, was hatte sie für Pläne, was hielt sie von Ausflügen im Pferdeschlitten, und war ihr Meyerbeer nicht lieber als Wagner? Sie antwortete ruhig und überlegen: Sie war nicht zu ihrem Vergnügen in Berlin. Sie hörte Kollegs an der Königlichen Universität, soweit Damen zugelassen waren. Sie studierte Malen und Bildhauerei. Ja, sie ging auch zu Konzerten. Das Theater besuchte sie leidenschaftlich – oh, da drüben war ja Madame Formes, war sie nicht herrlich gewesen als Lady Macbeth? – ich muß unbedingt mit ihr sprechen, Sie entschuldigen mich bitte ...

Augusta Formes saß dahingegossen auf einem Kanapee, neben ihr, weltmüde, Hans von Bülows exzentrische Gattin Cosima. Cosimas Fächer klappte zusammen, wies in bestimmte Richtung. »Und wer wäre *das*?«

Darauf Helens überschwengliches: »Augusta!«

»Ach, Helen.« Außerhalb der Bühne gab sich Augusta Formes untheatralisch und trug die frühen Fältchen mit scheinbarer Gleichgültigkeit. »Cosima«, stellte sie vor, »hier haben wir Helen von Dönniges.«

Cosima betrachtete Helen und dachte an das eigne unschöne, viel zu lange Gesicht und die Spuren, die die Leidenschaft darauf zu hinterlassen begann. Widerwillig rückte sie zur Seite. »Sie sind auch Schauspielerin?«

»Ich wünschte, ich wäre.« Helen lächelte süß. Cosima von Bülow, flüsterte man sich zu, hatte sich bereits durch die halbe deutsche Musikwelt hindurchgeliebt und würde nicht ruhen, bis sie auch die andere Hälfte beglückte.

»Ein kluges Mädchen, unsre Helen.« Augusta Formes betonte *klug*. »Und sie wird es noch weit bringen, mit dem rechten Mann zur Seite ...«

»Wie liebenswürdig Sie sind, Augusta.« Helen erwog jedes Wort. »Vielleicht habe ich ein bißchen zu leichtsinnig gelebt bisher.«

»So hübsch und so einsichtig« – Cosima berührte ihr Kinn mit der Spitze ihres Fächers – »und mit einer solchen Figur!«

Ein Dragoneroffizier kam vorbei.

»Ah, Korff!« Die Formes winkte ihn heran. »Rittmeister Korff!«

Der Rittmeister, schwarzes Schnurrbärtchen, schwarzes, sorgfältig frisiertes Haar, hochmütige, etwas verderbte Augen, wandte sich ihr zu.

»Korff«, sagte die Schauspielerin, »Sie müssen dies Wunderwesen kennenlernen, das da unter uns gefallen ist. Baron von Korff – Fräulein von Dönniges. Korff hat eine Tochter von Meyerbeer geheiratet; die Judenmädchen haben einen zivilisierenden Einfluß auf die preußische Armee, meinen Sie nicht auch, Baron?«

»Die Liebe«, der Rittmeister verbeugte sich leicht, »setzt sich über alle religiösen Grenzen hinweg. In meinem Fall hab' ich dadurch eine charmante Gattin – heute leider indisponiert – gewonnen sowie die Erfahrung, daß es in der Musik nicht nur die Töne gibt, die mein Schwadronstrompeter bläst.« Wie auf Stichwort begann das Trio mit einem Walzer. Korff stand da, als zählte er den Takt.

»Dieser stammt nicht von Ihrem Schwiegervater«, bemerkte Cosima.

Korffs Schnurrbartenden stiegen in die Höhe; er grinste. »Aber tanzen läßt er sich. Mademoiselle von Dönniges – wenn Sie möchten ...?«

Er war kein schlechter Tänzer. Helen schloß die Augen; seine Orden klirrten leise, seine Sporen lauter. Jemand sagte: »Immer der Korff – greift sich das Beste –, wer ist sie eigentlich ...?« Dann entfernte sich die Stimme.

»Mademoiselle –«

Sie sah zu ihm auf mit großen Augen – ein Blick, den manche Leute für einstudiert hielten.

»Mademoiselle, etwas höchst Unsinniges kam mir in den Kopf, als ich Sie da sitzen sah, eine Knospe zwischen zwei – sagen wir – voll erblühten Rosen: so taufersch, so – wie soll ich's ausdrücken ...?«

Ein Antrag, dachte Helen. Bis nach dem Champagner wenigstens hätte er warten können.

»... so außergewöhnlich. Welch teuflisch vollkommene Kombination von Seele und Geist und Leib, sagte ich mir ...« Er hörte auf zu tanzen, führte sie zur Seite. »Hier läßt sich nicht sprechen. Im blauen Salon wird es nicht so voll sein.«

Wieder hielt sie ihn mit ihrem Blick. »Ich glaube wirklich nicht, Herr Baron ...«

Seine Hand auf ihrem Ellbogen. Sie war doch ein wenig neugierig. Er sah eindrucksvoll genug aus, gereift; ein Mann jedenfalls; keiner von den Jünglingen, die sie bestaunt und begafft hatten. Gesichter glitten vorbei; Madame Bonseri, besorgte Miene.

Im blauen Salon bot ein livrierter Diener Wein an. Korff hob sein Glas: »Und als ich Sie so sah, Mademoiselle, sagte ich mir – Korff, sagte ich, das ist nichts für dich.«

Die Wendung war überraschend. Helen ließ ihr Glas sinken. Oder war es eine neuartige Annäherungsmethode, spécialité du M. le Baron Korff? »Herr Baron, wenn Sie Ihr Geständnis beendet haben ...«

Er ließ sie nicht aussprechen. »Schöne Helen«, sagte er, »kennen Sie Lassalle?«

Wer kannte Lassalle nicht?

Berlin war das Zentrum alles preußischen Klatsches; Helen wußte also längst von einer Vielzahl von Damen, die Eheszenen, gesellschaftliche Unannehmlichkeiten, auch persönliches Leid um heimlicher Freuden mit dem großen Volksredner willen auf sich nahmen oder genommen hatten. Agnes Street, née Klindworth, Tochter eines der berühmtesten Geheimagenten Europas und selbst mehrmals als Agentin tätig, die Lassalle aus Franz Liszts Bett in seines gelockt hatte; Ludmilla Assing, Nichte des bekannten Schriftstellers Varnhagen; Lina Duncker, Frau seines eignen Verlegers, Förderers und Freundes; Hedwig Dohm und Fanny Lehwald, beide aus besten Kreisen, gebildet, intelligent, die er mit seinen unberechenbaren Launen quälte; es hieß sogar, daß eine echte russische Fürstin, Tochter eines Gouverneurs einer ganzen Provinz, ihn in Aachen beinahe geheiratet hätte, wo er zur Kur weilte gegen die ihn periodisch heimsuchenden Schmerzen. Dazu kamen Liebschaften mit anonymen Näherinnen, Fabrikarbeiterinnen, Ladenmädchen aus den Armenvierteln.

Und in Permanenz die alternde Gräfin Hatzfeldt! ... Helen rümpfte die Nase. Papa, zu der Zeit als junger Geschichtsdozent an der Universität Berlin, hatte die Affäre Hatzfeldt von den Anfängen an verfolgt. Selbst heute, so viele Jahre später, räumte er ein, daß Lassalle bei der Übernahme der Verteidigung Sophie Hatzfeldts aus untadeligen Motiven gehandelt haben mochte.

Aber man betrachte ihn jetzt: wie er sich von der alten Frau aushalten und sich nicht nur für geleistete Anwaltshilfe zahlen ließ, sondern für Leistungen anderer Art, die man am besten nicht näher beschrieb. Es gab da eine Karikatur, die Helen im Gedächtnis geblieben war – darauf die Gräfin, überlang und grobknochig, mit deutlichem Bartanflug auf der Oberlippe und einer Zigarre zwischen den Zähnen; ihr zur Rechten Graf Paul, ihr Lieblingssohn, spinnenbeinig und grinsend; und auf der anderen Seite ein dunkelhäutiges Wesen mit Hakennase und hervorstehenden Hauern, einen Zylinderhut schief auf dem Hinterkopf. Diese Schreckgestalt trug die Bezeichnung Lassalle ...

»Schönste Helen«, erklärte Korff, »als Ihr unwürdiger Bewunderer lassen Sie mich Ihnen sagen: Sie sind die erste Frau, der ich je begegnet bin, die ich mir als Madame Lassalle vorstellen könnte.«

Ihre vollen, feuchtglänzenden Lippen verzogen sich. »Werden Sie da nicht beleidigend, Herr Rittmeister?«

»Aber M'selle Hélène ...« Einen Moment lang blieben seine Augen ohne Ausdruck. »Dann kennen Sie ihn nicht.«

»Ich weiß genug von ihm.«

»Kennten Sie ihn wirklich, Helen, dann würden Sie wissen, was für ein großartiges Paar Sie beide abgäben.« Korffs Selbstsicherheit schwand. Einmal alle Jubeljahre handelt man altruistisch, dachte er, und das hat man davon. »Er wird verleumdet, M'selle, dauernd. Daß er die Kassetten der Baronesse Meyendorf gestohlen hätte; daß er ständig nur mit knapper Mühe dem Staatsanwalt entgeht; daß er die Monarchie und überhaupt alle öffentliche Ordnung abschaffen will – aber wenn Sie ihn nur ein einziges Mal sprechen hörten, würden auch Sie erkennen, daß er einer der edelsten Geister in Deutschland ist, und auch Sie würden ihm einen Lorbeerkranz

auf die Stirn drücken, wie ich es kürzlich tat nach seinem Plädoyer im Berliner Kriminalgericht.«

Sie stellte sich den hakennasigen Gnom aus der Karikatur vor, einen Lorbeerkranz auf dem Kopf, zusätzlich zu seinem Zylinderhut. Wenn das der edelste Geist in Deutschland war, dann hatte der liebe Gott, der Schöpfer aller Dinge, diesen in einen recht absonderlichen Leib fahren lassen. »Ich befürchte, Baron Korff«, sagte sie, »Sie bemühen sich umsonst. Führen Sie mich lieber zu meinen Freundinnen zurück ...«

Korff gehorchte. »Mademoiselle von Dönniges«, sagte er den Damen lächelnd, »will leider nicht an meine Prophezeiungen glauben.«

Und entfernte sich.

»Prophezeiungen!« spöttelte La Formes. Und zu Helen: »Das heißt, Sie haben Korff abblitzen lassen.«

»Nein – Lassalle.«

»Lassalle?« Cosima von Bülow hielt die vorbeiflatierende Madame Bonseri an. »Ist denn Lassalle hier, Chérie, und warum haben Sie uns nichts gesagt?«

»Hier? – Nein.« Madame Bonseris Gesicht schrumpfte wie ein alter Apfel. »Eingeladen ist er, aber –! Arbeit, behauptet er. Vielleicht würde er kommen, aber erst spät ... Wieso wollen Sie wissen, Chérie? Haben Sie einen Anschlag auf ihn vor?«

Cosima richtete sich auf. Ihr langer Hals war das Schönste an ihr. »Doch wohl kaum!«

Helen berichtete von Korffs verschrobenem Einfall. Jetzt, im Rückblick, erschien der Affront geringer; es ließ sich darüber lachen. Doch die drei Damen schienen den Gedanken interessant zu finden. Cosima besprach die verschiedenen Möglichkeiten, erwog einerseits den Charme von Helens Jugend, andererseits den Anflug von Dekadenz, den Lassalle offensichtlich bei Frauen schätzte. Und konnte Lassalle, der sich

zwanzig Jahre lang nicht an die Kette legen ließ, von jemandem wie Helen gebändigt und zum Altar geführt werden?

»Altar?« bezweifelte Madame Bonseri. »Benutzt man bei *denen* nicht eine Art Baldachin? Das glückliche Paar unter einem Himmel aus Tuchwaren – sehr hübsch, sehr symbolisch. Aber davon müssen Sie ja mehr verstehen, Hélène, Chérie. Ist Ihre liebe Mutter nicht auch eine von *denen*?«

»Man kann sich die Szene vor der Synagoge ausmalen«, sagte Cosima maliziös, »die Prozession der trauernden Witwen, an der Spitze die Gräfin, und dann das Wehklagen, während die Braut ihr Jawort haucht. Es würde ein größeres Spektakel werden als die Thronbesteigung unsres Wilhelm, Gott segne sein königliches Haupt und bewahre es vor geistiger Umnachtung.«

Die Formes lachte. »Lassalle heiratet nie. Er sieht sich beständig kurz vor irgendeinem Martyrium und sagt, er möchte vermeiden, daß die geliebte Frau es mit ihm teilen muß – eine edle Ausrede. Trotzdem wird er sich auf Sie stürzen, Helen; Sie sind sein Typ. Es käme auf Ihr Verhalten ihm gegenüber an.«

»Ich bin ihm noch nicht einmal begegnet«, widersprach Helen. »Und schon wollen Sie mich verkuppeln.«

»Na, na«, warnte die Schauspielerin. »Gestehen Sie doch zu, daß Sie interessiert sind. Lassalle ist einer der faszinierendsten Männer unserer Zeit; und er weiß, was eine Frau sich wünscht – in jeder Beziehung.«

»Augusta!« Madame Bonseri verbarg das Gesicht hinter ihrem Fächer, und Cosima von Bülow erkundigte sich: »Sie sprechen aus Erfahrung, Verehrte?«

»Das nicht«, entgegnete die Formes, »aber ich kenne diese Art Mann, und Lina Duncker hat sich lange genug bei mir ausgeweint, nachdem er sie fallenließ, weil es, behauptete er, Zeit für ihn war, mit der Bourgeoisie zu brechen, und wie

konnte er mit der Bourgeoisie brechen, ohne mit Duncker zu brechen, und wer würde es ihm glauben, solange er sich jeden Montag- und Donnerstagnachmittag mit Lina traf? Und jetzt werden wir ein wenig soupieren.«

Madame Bonseri stieß kurze, vogelartige Laute aus und ging voran zur Tafel.

Kurz vor Mitternacht wurde das Eis endlich serviert. Helen gedachte Grandmamans, die sicher noch wach saß im Bett und nervös den neuesten Roman durchblätterte.

Warum nicht wirklich nach Hause gehen? Sie hatte ein wenig gespielt und mehr verloren, als Grandmaman ihr ersetzen würde; sie hatte getanzt, dabei aber Korff gemieden und ihre andren Partner reizlos gefunden; und weitere Gespräche mit Cosima oder der Formes schienen wenig verlockend. Sie schob den Silberbecher mit den Eisresten, die sich in gelbe Sauce verwandelt hatten, zur Seite und wanderte ziellos durch mehrere ineinanderführende Räume; die Leute lächelten ihr zu, sie lächelte zurück; schließlich kam sie zu einer schmalen, mit Goldleisten verzierten Tür, die ihrem Druck nachgab. Ein Arbeitszimmer, sicher Geheimrat Bonseris: Schreibtisch, Bücher, Papiere; Bücherregale, die eine Art Nische bildeten. Hier war wohl der Lieblingsplatz des Geheimrats; ein abgenutzter Ledersessel stand da, eine Leselampe. Sie nahm ein Buch zur Hand, ließ sich in den Sessel sinken und fragte sich plötzlich, ob sie etwa auf Lassalle warte, sogar hoffe, er käme, und schlug sich den Gedanken aus dem Kopf.

Als dann auf einmal Stimmen laut wurden im Zimmer, war es zu spät, sich bemerkbar zu machen. Die eine, unbekümmerte Stimme war die Korffs; in Korffs Gesellschaft, wie sie aus ihrer Nische heraus feststellen konnte, befanden sich zwei Herren; der eine untersetzt, olivfarben, glatzköpfig, hatte die dicke Nase,

die dicken Lippen, die dicke Brille der Karikatur; der andere war etwa so groß wie sie selbst, eher etwas größer, und trug sich in Haltung und Gesichtsausdruck wie ein römischer Cäsar.

Der Cäsar ließ sich mit wohltemperierter Stimme über einen Roman aus. Er sprach von den Frauen in dem Buch und kritisierte die niedrigen, unedlen Charakterzüge, die der Autor ihnen verliehen hatte.

Der Olivfarbene lachte. »Aber so sind die Weiber nun mal. Zugleich herrschsüchtig und unterwürfig – die Kombination muß dem Manne das Leben ruinieren.«

Korff meinte, es gäbe Ausnahmen.

Der Cäsar unterbrach ihn. Ob die Frauen Engel oder Huren wären, sei unwichtig. »Leben ist nicht Literatur, Literatur nicht Leben!« Dann: »Alles muß doch erhöht dargestellt werden in der Literatur. Man will ja schließlich den Menschen Ideale geben. Wenn man ihnen nur einen Spiegel vorhält und sie zwingt, sich selber zu betrachten, treibt man sie zu Suff und Verzweiflung ...«

Helen rätselte nicht mehr, wer nun Lassalle war und wer nicht. Der Cäsar reizte sie zum Widerspruch. Seine Hand, mit imperialer Geste, beschrieb einen großen Kreis. »Nehmen Sie zum Beispiel die Adrienne Cardoville aus Eugène Sues ›Ewigem Juden‹ ...«

Sie stand auf.

Er hörte das Rascheln des Satins hinter den Regalen und entdeckte die Nische. »Mein Gott«, seine Augen weiteten sich, »Adrienne Cardoville, wie sie leibt und lebt. Nun – da Sie gehört haben müssen, was ich sagte – habe ich recht?«

»Ich befürchte, nein ...«

»Ein Nein ist also das erste, was ich von Ihnen zu hören bekomme?« Ohne sie direkt zu berühren, führte er sie aus der

Nische heraus. »So also sieht man aus ... Das sind Sie ...? So hab' ich's mir auch gedacht ...«

Sein Lächeln machte sie unsicher.

»Sie wissen, wer *ich* bin.«

Er legte die Fingerspitzen auf ihren Arm. »Und Sie sind – Sie sind der Goldfuchs, von dem Korff mir berichtet hat – mit einem Wort: Helena!«

Sie versuchte zu lachen; den Eindruck auszugleichen, den er auf sie machte. Dann gab sie sich dem Gefühl der Erleichterung hin, daß dies *er* war – ein Adler, die Züge geprägt vom Flug seiner Gedanken, nicht der grauenhafte bucklige Gnom der Karikatur. Korff und der andere hatten sich entfernt, sie wußte nicht, wann: Im Grunde war sie mit Lassalle allein gewesen seit dem Moment, da sie seine Stimme hörte.

Ich bin fast vierzig, dachte Lassalle; dazu krank, überarbeitet, meine Nerven brauchen eine Kur; ich bin dabei, eine Kampagne zu beginnen, deren Ausmaß, Dauer, Folgen keiner abschätzen kann – und hier ist dieses heißblütige Wesen von neunzehn, höchstens zwanzig Jahren: Auf was lass' ich mich da ein? Korff ist ein Idiot – heiraten! Hätte ich heiraten wollen, dann hätte ich Natascha Solntzeff in Aachen haben können, mit ihren dunklen russischen Augen und ihrem weichen russischen Akzent und ihrer grenzenlosen Sinnlichkeit. Ein verheirateter Mann, ein Familienvater wird nie die Massen begeistern können; unbewußt sucht die Masse, und besonders ihr weiblicher Teil, stets nach einem Symbol, einer Gestalt von heroischen Ausmaßen: man stelle sich einen Ulrich von Hutten, einen Robespierre als Ehemann vor, mit Kinderchen, die ihm die Knie umspielen; darum konnte ja Marx, bei aller Gescheitheit, sich nie über den ekelhaften Dunst der in seiner Küche dampfenden Windeln erheben, der Arme.

Das Mädchen an seiner Seite besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit Natascha. Das Licht der geheimrätlichen Schreibtischlampe, diskret abgeschirmt, betonte die üppigen Linien von Hals, Schultern, Brust und gab ihrem Haar einen besonderen Schimmer.

»Die Gräfin«, sagte er. »Alle Frauen stellen mir Fragen wegen der Gräfin. Warum Sie nicht?«

Sie sah ihn mit ihren bernsteinfarbenen Augen an und schwieg.

»Ich nehme an, die meisten Schauergeschichten sind Ihnen bekannt.« Er führte ihre Hand zu den Lippen. Und während er die Fingerspitzen eine nach der andern küßte, dachte er: Besser, ich sag' es ihr jetzt; früher oder später kommen sie alle zu dem Punkt, wo sie sich mit der Existenz der Gräfin auseinandersetzen müssen.

Helen entzog ihm behutsam die Hand. »Das will nicht zueinander passen – was man über Sie spricht, und der Eindruck, den Sie auf mich machen.«

»Was da so behauptet wird!« Er nickte betrübt. »Ich hätte meine Beweismittel gestohlen, meine Zeugen bestochen, nur um mein Pfund Fleisch aus der Brust des Grafen Hatzfeldt, zugestandenermaßen einer der größten Grundbesitzer des Landes, zu schneiden. Wissen Sie – ich war damals noch nicht dreiundzwanzig, meinem Vater ging es gut, ich hatte keine Sorgen, stand am Beginn einer schönen Laufbahn als Geschichtsphilosoph; warum sollte ich das alles in die Winde werfen, Jahre meines Lebens investieren, Dutzende von Prozessen bei allen möglichen preußischen Gerichten führen, mein eignes Geld auslegen für die Gräfin, die arm war wie eine Kirchenmaus, von ihrem Mann verfolgt, von ihrer Familie verbannt? Ich war nicht mal Jurist, damals; einem Juristen

wäre der Fall hoffnungslos erschienen – wo also lag das große Geschäft, das ich hätte machen können?»

Er stand auf, begab sich an Geheimrat Bonseris Schreibtisch. Sein Drang, dieses Mädchen zu überzeugen, beunruhigte ihn.

»Also hieß es: ein Liebesverhältnis; die Gräfin belohnte mich in der Münze, die auch der ärmsten Frau zur Verfügung steht. Das allerdings ließ sich für die bösesten Anspielungen verwerten – der Judenjunge aus der Provinz, im Bett mit einer älteren Frau, und dazu einer aus angesehenster preußischer Adelsfamilie, Mutter mehrerer Söhne und Töchter ...«

Wieder schwieg er. Sie hatte nicht mit der Wimper gezuckt.

»Ich weiß«, fuhr er schließlich fort, »die Gräfin hat heute etwas Groteskes an sich. Aber damals nicht. Damals war sie eine sehr eindrucksvolle Frau.«

Er schloß die Augen. Er sah die Geschworenenbank vor sich in dem Kölner Gerichtssaal von einst, die heiße Augustsonne, die durch die staubblinden Fenster drang, den Fliegenschmutz auf der hölzernen Barriere und sich selbst, wie er den zwölf guten Kölner Bürgern im Revolutionsjahr 1848 erschienen sein mußte, da er sich gegen die Anklage der Verleitung zum Kassettendiebstahl verteidigte. Er hatte seit je um den Einfluß des Wortes gewußt; doch an diesem Tage entdeckte er die dem Wort innewohnende Wucht unmittelbarer Wirkung. In der Erinnerung verschwamm sein Plädoyer und das diffuse Licht und die Menschenmenge im Gericht mit dem allgemeinen Getöse der Revolution; und er war Teil dieser Revolution gewesen, Rächer für dreiunddreißig Jahre preußisch-bürokratischer Despotie über ein Land, das einmal den befreienden Hauch des Code Napoléon verspürt hatte; und so sahen es auch die Geschworenen. Dabei war der ganze Diebstahl sinnlos gewesen – die Schenkungsurkunde, durch die

der Graf den Besitz seiner Frau seiner Mätresse, der Baroness Meyendorf, übermachte, lag nicht in der Kassetten ...

»Nein, meine Liebe« – er schüttelte den Kopf; im Lampenschein zeigten sich Glanzlichter auf seinem Haar, das, wenn auch kürzer geschnitten, noch immer voll war wie einst –, »nein, Sie wären nicht die erste, die so etwas vermutet hätte. Mir durchaus wohlwollende, angesehene Männer haben mir offen ihre Überzeugung ausgesprochen, ich müsse schlechterdings eine Liaison mit der Gräfin haben – wie sonst ließe sich eine so große Aufopferung für eine fremde Sache erklären? Aber die Herren übersahen eines: meine Jugend, meine Begeisterungsfähigkeit. Ich brauchte eine große Sache, für die es sich lohnte, sich einzusetzen; wäre ich Sophie nicht begegnet, ich hätte sie erfinden müssen.«

Er streckte Helen beide Hände entgegen und half ihr aufzustehen.

»Ich habe es auch den Geschworenen erklärt, damals im Kassettenprozeß« – die körperliche Nähe des Mädchens, vereint mit den glorreichen Erinnerungen, verlieh seinen Worten neues Feuer –, »die Verteidigung der Gräfin war für mich nicht eine persönliche Angelegenheit, sondern eine Frage der Menschenrechte. Alle sprachen sie 1848, mit dem Donner der Revolution im Ohr, von Menschenrechten; und alle waren sie dafür; ich hatte mir nur erlaubt, diese Menschenrechte zwei Jahre früher zu entdecken und zu praktizieren.«

Helen schien überzeugt. Zwar hegte er den Verdacht, sie möchte sich genauso hingerissen zeigen, hätte er über den Mann im Mond gesprochen; doch ließ ihn das gleichgültig. Er hatte ja keinerlei Pläne gehabt, kein Ziel; ganz zufällig war er dieser jungen Person begegnet, die ihm die Sinne erregte und die Gedanken beschwingte; und schließlich hatte er sich ein wenig Entspannung verdient, nachdem er den ganzen Tag mit

dem Problem gerungen hatte, wie man die zähflüssige Masse, preußisches Proletariat geheißen, in Bewegung brachte. Dennoch blieb die Frage: War es Liebe, die ihn die Jahre über an die Gräfin gebunden hatte? Unauslöschlich das Bild der enormen, gierigen Schenkel, die ihn empfangen hatten in jener Nacht in Düsseldorf, nachdem die Prozesse sämtlich gewonnen waren und der Graf, ein geschlagener Mann, geschlagen von dem Judenjungen aus der Provinz, ihr das Ihrige für alle Zeiten und in aller Form überschrieben hatte. Unvergeßlich ihr Aufstöhnen und die kurzen, spitzen Schreie und die Hängebrüste, leergesaugt von vier Kindern, die alle damals schon erwachsen waren, und wie sie ihn mein Junge, mein wunderbarer Junge, mein eines einziges Kind nannte, und sein tiefes Erschrecken daraufhin. Sie war fast so alt gewesen wie seine Mutter; nur hatte ihm die Frau mit dem Gänsegeschnatter und Gänsegehirn, die ihn seinerzeit im Breslauer Ghetto in die Welt gesetzt, wenig bedeutet; doch als er im Grau des Morgens erwachte, zum erstenmal in den Armen der Gräfin, hatte er sich trotz ihres Schlafgeruchs und trotz des Haars, das ihr auf der Oberlippe sproß, geborgen gefühlt wie ein Kind, und die Unruhe und der Ehrgeiz, die ihn ständig trieben, waren einem großen Frieden gewichen.

Er schüttelte den Kopf wie ein Hund, der den Regen von sich schüttelt. »Außerdem, mein Goldfuchs«, bemerkte er, »ist es nie von Nutzen, wenn ein Mann einer Frau seine Gefühle für eine andere zu erklären sucht.«

Von dem Gespräch mit Lassalle blieben in Helens Erinnerung nur Teile ohne Zusammenhang haften. Wein – sie hatten von Weinen gesprochen, und sie hatte ihm gestanden, daß sie gern ein Gläschen trank, und er hatte geantwortet: »Großartig! Eine Frau mit Geschmack für guten Wein! Ich habe einen recht

anständigen Keller, und wir beide werden das Beste darin kosten.« Darüber, wann er mit der gemeinsamen Weinprobe zu beginnen gedächte und wie er sich vorstellte, sie mit dem Segen von Papa und Maman und, gleichermaßen wichtig, von Grandmaman in diesen Keller zu bringen, ließ er sich allerdings nicht aus; anscheinend störten ihn die Komplikationen wenig, die sich auf dem Weg vom Arbeitszimmer des Geheimrats Bonseri in das gelobte Souterrain, wo der Wein floß, ergeben konnten. Der olivfarbene kleine Herr – wie sich herausstellte, Rechtsanwalt Holthoff – trat wieder ins Zimmer, ein Pack Karten in der Hand, und verlangte Auskunft über eine bestimmte Spielvariante. Lassalle nahm die Karten, mischte sie mit der Geschicklichkeit eines routinierten Spielers, verteilte sie, Bild nach oben, auf einem Seitentischchen neben der Sitzbank und begann, Holthoff die Sache zu erklären. Plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht, er schob die Karten zur Seite und fragte schrill: »Was zum Teufel ... Muß das jetzt sein? Können Sie uns nicht allein lassen?«

Holthoff zog sich ohne Widerspruch hastig zurück. Die Leute, schien es Helen, erkannten die Sonderstellung, die Lassalle sich zumaß, durchaus an.

Die bronzeverzierte schwarze Marmoruhr der Bonseris schlug halb drei, als sie in den Salon zurückkehrten. Die Räume, in denen sich vorher alles drängte, hatten sich teilweise geleert, aber die Stammgäste waren sämtlich noch da, und aus dem Kartenzimmer drangen die Stimmen der Spieler und der Rauch ihrer Zigarren. Lassalle nahm die Blicke, das Flüstern, das Nicken, das Lächeln wie einen Tribut entgegen, der ihm – und ihr – zustand; immer wieder preßte er Helen die Hand, während er in absichtlicher Schaustellung die Räume Seite an Seite mit ihr langsam durchschritt. Sie staunte ein wenig über die Gelassenheit, mit der diese Menschen die neue Verbindung

zur Kenntnis nahmen – Majestät hatten seine Favoritin gewählt, und der Hofstaat fügte sich. Sie selbst fügte sich ja auch. Alles Vorhergegangene wurde bedeutungslos: Eltern, München, Italien; die Serie ihrer Verehrer, der jungen und der nicht mehr so jungen; ihre Studienpläne und Grandmaman; Yanko von Racowitza, in dessen großen runden Hundeaugen die Enttäuschung stehen würde.

Und dann war auch diese Demonstration zu Ende. Man trank Mokka aus geblühten Meißner Täßchen. Korffs lächelndes Bärtchen zeigte sich in der Nähe. »Meine Ahnungen, M'selle Hélène, eh? Vielleicht sollte ich den Dienst quittieren und das Geschäft eröffnen: Korffs Eheanbahnungsinstitut – lassen Sie Korff Ihre Liebe und Ihr Leben planen!«

Die Formes verzog das Gesicht. Um diese Nachtzeit ließ die Spannkraft ihrer Haut nach, und eine wenig schmeichelhafte Linie vom Kinn zum Hals herunter bildete sich. Korff war ein Esel. »Lassalle«, warnte sie, »tun Sie das dem armen Mädchen nicht an. Sie sehen immer nur sich selbst, und Sie sind zu alt, sich noch zu ändern.«

Lassalle liebte es nicht, wenn man sein Alter erwähnte. »Ich habe mich stets von dem Gedanken leiten lassen, Madame, daß es etwas weit Größeres gibt als meine Person« – die Stimme erhoben, eine programmatische Erklärung, unanfechtbar –, »nämlich die Menschheit. Dieser diene ich, und so muß ich erwarten, daß eine Frau, die mich zu lieben meint, sich unterordnet.«

Cosima lachte scheppernd.

Das Lachen irritierte Helen, und sie sagte mit Nachdruck: »Ferdinand hat absolut recht. Die Unterordnung der Frau ist Vorbedingung zu ihrem Glück.«

»*Ferdinand!* ...«, wiederholte Cosima. »Mein Gott, Lassalle, das Mädchen ist schlauer als Sie und ich und wir alle. Die wird

Sie um den Finger wickeln und auspressen, und Sie werden ihr noch hinterherlaufen und sie kniefällig um mehr solche Zärtlichkeiten bitten. Unterordnen ...! Menschheit! ...« Sie stellte ihre Tasse zur Seite. »Ist doch die Höhe.«

»Sie sind betrunken, Beste«, sagte Lassalle. »Wo ist Ihr Mann ...? Korff – wollen Sie sich nicht nach von Bülow umsehen?«

Cosima winkte Korff ab und erhob sich schwankend. »Natürlich bin ich betrunken. Darum gestatte ich mir eben, so zu sprechen ...«

Und weiter erinnerte sich Helen der Vorhalle, des Gedränges an der Garderobe, der Hand Lassalles auf ihrer Schulter, als er ihr das Cape umlegte, der flackernden Kerzen im Treppenhaus. Die Kettchen an Korffs Degengehenk klirrten; und da war Augusta Formes' Stimme, gereizt: »Nein, ich nehme sie in meinem Wagen mit. Sie hat einen Ruf zu wahren, bis die Angelegenheit geregelt ist, so oder so.« Und plötzlich spürte sie, wie sie hochgehoben und getragen wurde – Lassalle trug sie; trug sie die ganze Treppenflucht hinunter; die Lichter begannen zu kreisen, und sie barg ihr Gesicht an seiner Schulter, und sie wußte, daß alle sie sahen und Verständnis hatten, es war die natürlichste Sache der Welt, und sie wünschte nur, die Treppe nähme kein Ende.

Dann rief jemand nach einer Droschke. Helen spürte wieder Boden unter den Füßen und hörte Pferde stampfen und das leise Prusten der Tiere. Lassalle ergriff ihre Hand. »Jetzt reden wir vernünftig. Wann sehen wir uns wieder, und wann darf ich Grandmaman meine Aufwartung machen?«

»Lieber nicht ...« Ein Schauer durchlief sie – die Nachtluft, die dunklen Schneewolken, der naßkalte Dunst nach all der Wärme und dem Licht und dem Wein und der Aufwallung der Gefühle. Und der Gedanke an morgen: Auseinandersetzungen

mit Grandmaman, mit Yanko. Die Stimmung war ihr nicht neu – zu Ende der Ball, die Masken zertreten, Rückkehr zur Realität, stumpfes Grau nach den Blumen, dem Tanz, dem Lachen ... »Kommen Sie lieber nicht. Später vielleicht – nicht jetzt. Und Grandmaman fühlt sich nicht wohl.«

Was ja auch stimmte. Und in wenigen Stunden würde ein fahler Morgen die flachgestreckte Stadt erhellen und die Begegnung dieser Nacht verwischen. Wahrscheinlich empfand auch er das und sprach daher um so lauter von seinen Absichten; es gehörte sich so; aber in Wirklichkeit war er ganz froh, daß sie die Sache leichthin behandelte und seine Lage richtig verstand.

Der Kutscher begann zu schimpfen; Korff, der mit Augusta Formes etwas abseits gestanden hatte, räusperte sich ungeduldig. Lassalle sagte: »Helen, Kind, warum hinauszögern, was doch kommen muß? Fühlst du denn nicht, daß wir einer des andern Schicksal sind?«

Ein großer Mann, der große Worte liebte. Dennoch spürte sie Angst.

»Ich will dich nicht erschrecken«, fuhr er fort, bei dem plötzlichen Du bleibend. »Ich gehorche deinen Wünschen, Kind. Ich werde warten – obwohl es schade ist um die verlorene Zeit.«

Sie lächelte. Er öffnete die Droschkentür und gab Augusta Formes ein Zeichen. Die Schauspielerin kam eilends und beklagte sich: »Diese endlosen Adieus! Wirklich ...«

Er hörte nicht hin. Er starrte in die schäbige Droschke und suchte in ihrem Dunkel noch einmal Helens Gesicht zu erkennen und sich ihre Züge einzuprägen.

Zweites Kapitel

Ein Mann ohne Träume ist innerlich tot. Mögen die Träume undurchführbar sein; man braucht sie; sie sind die treibende Kraft.

Lassalles Träume reichten zurück bis in seine frühe Jugendzeit, da er die Schule schwänzte, um, schon ganz der junge Herr, in den Breslauer Kaffeehäusern zu sitzen, Billard und Karten zu spielen, Weiber zu begaffen, frühreife Witze zu reißen – alles mögliche. Alles mögliche, um nur ja den Gerüchen des Ghettos zu entgehen; dem väterlichen Laden unter den Arkaden, den Lagerräumen gefüllt mit Wollstoffen und Kaliko; der Wohnung darüber, die ewig widerhallte von dem Gezänke und Geplärr seiner Mutter und Schwester. Revolte! Irgendwo jenseits dieser schäbigen Umgebung mußte eine Welt des Glanzes und der Größe liegen: seine Welt, seine Größe.

Menschen, die selbst Größe besaßen, erkannten das sofort in ihm: Heinrich Heine, der ihn einen jungen Mirabeau nannte; der alte Professor Boeckh von der Universität Berlin, der ihn willkommen hieß unter den Auserwählten der Wissenschaft; die Gräfin, die in ihm eine Kreuzung von Jesus Christus und Robespierre sah. Aber das Mittelmaß verschwor sich gegen ihn, und wann immer er ansetzte zum Flug in die Höhen, klammerten sie sich an seine Flügel, banden sie ihm die Klauen: wie sollte man sich erheben mit diesem Ballast! Selbst sein Freund Marx und Marxens Freund Engels, die schon wußten, was in ihm stak, ließen ihn oft genug ohne Unterstützung, obwohl doch er – nicht sie – ins Gefängnis gegangen war dafür,

daß er die Massen zu den Waffen gerufen hatte in Verteidigung der bedrängten Revolution ... Und dann die endlosen Jahre, da jede Bewegung, jeder Aufschrei erstickt wurde, da er in seinem Düsseldorfer Haus saß und wartete – wartete – wartete, da die einzige Veränderung der Wechsel der Polizeispitzel war, die einander ablösten bei der Bewachung seiner Haustür und der Beobachtung seiner Besucher ...

Diese Jahre hatten an ihm gezehrt, schlimmer als die Krankheit, die ihm sein Kopfweg und die lähmenden Schmerzen in Rücken und Beinen verursachte und, seit kurzem, auch noch die häufigen Anfälle von Halsentzündung und einer lästigen Heiserkeit. Die Gräfin, die ja sah, wie er innerlich litt, sagte ihm einmal: Dein Schicksal ist Größe. Die Gräfin hatte in Dingen, die ihn betrafen, gewöhnlich recht. Schicksal: Er hatte gehofft, in der Revolution seinem Schicksal zu begegnen; diese Revolution aber, da sie eine preußische war, bot einem zukünftigen Bonaparte keine Chance. Schicksal: Er hatte es verfolgt in den Gerichten, umworben mit seiner Beredsamkeit, mit der Schärfe seiner Dialektik; und wieder entzog es sich ihm. Schicksal: Er hatte versucht, es in der Wissenschaft zu finden, auf der Theaterbühne, sogar in der kleinlichen Politik eines heruntergekommenen Königreichs, das eher Figur war als Spieler im großen Spiel. Er gedachte mit Erbitterung seiner dauernden Versuche, die elenden bürgerlichen Politiker ihrer revolutionären Herkunft zu erinnern, sie zur Aktion anzustacheln gegen feudalen Stumpfsinn und bürokratische Willkür; sie aber beschränkten sich auf Kümmelspalterei in der Kammer und wiesen, statt sich von ihm lenken zu lassen, seine Ratschläge zurück; ließen sogar ihre Presse gegen ihn geifern, bis dann die Staatsanwaltschaft seine Broschüren beschlagnahmte und ihn vor den Kadi zerrte.

Schicksal: und jetzt, da es endlich in greifbare Nähe kam, da der Strom der Geschichte wieder in Bewegung geriet – war es nicht schon zu spät? Er betrachtete sich im Spiegel: ein stattlicher Mann; sollte das Alter schon an ihm nagen, so gab es kein äußeres Anzeichen dafür; zum Beweis siehe Helen von Dönniges. Und die Konstellation der politischen Kräfte war günstig. Was hatte er erst vor wenigen Monaten den Arbeitern in dem verrauchten Saal der Oranienburger Vorstadt erklärt? Eine Revolution kann man nicht *machen*; sie muß herangereift sein, schon leben in den Eingeweiden der Gesellschaft; man kann ihr nur zum Durchbruch verhelfen, Geburtshilfe leisten, sie erkennbar machen in den Köpfen der Menschen. Hatten sie ihn verstanden?

Er riß sich vom Spiegel los. Bei ihm bestand immer die Gefahr der Überbetonung. Er mußte da auf sich achten. Die Massen waren ein Instrument, auf dem man zu spielen lernte wie auf jedem anderen; der wahre Virtuose zeigte nie, welche Anstrengung sein Spiel ihn kostete.

Sie hatten höflich geklatscht in dem Saal, höflicher Beifall dem gelehrten Herrn Doktor, der aus seiner Studierstube gekommen war, um sie an den Krümen seiner Gelehrsamkeit teilhaben zu lassen. Bei Arbeitern wußte man nie ganz, wie man sich verhalten sollte: manchmal erschienen sie bemerkenswert lernbegierig, wollten mehr wissen als ihr Lesen, Schreiben, Rechnen; ein andermal wieder machten sie den Eindruck, als hätte man die harte Schale nicht einmal angeritzt, mit der sie sich gegen jeden Andersdenkenden wappneten. Und doch mußte seine Rede gezündet haben; oder die Züricher Veröffentlichung hatte gewirkt, nachdem die Berliner Ausgabe beschlagnahmt worden war ... Berichte erreichten ihn von Reaktionen hier und da, im Rheinland, in Sachsen, in Hamburg; Briefe liefen ein; und aus Leipzig meldete

sich eine Gruppe, die sich pompös als Zentralkomitee zur Berufung eines Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses bezeichnete und ihm schrieb, man habe dort seine Rede diskutiert, und ob er bereit sei, Übereinstimmung in anderen Punkten vorausgesetzt, an die Spitze der Bewegung zu treten.

Gezeichnet: Vahlteich, Dr. Dammer.

Spitze der Bewegung. Nun ja – wen sonst denn gab es? Damals vor fünfzehn Jahren, als die Sonne auf den Gewehrläufen blitzte und die Herzen entbrannt waren und alles noch jung und begeistert und so – so voller Illusionen war, da war kein Mangel gewesen an potentiellen politischen Führern. Die einen waren erschossen; die andern verfault in den Gefängnissen; andere wieder, die es überlebt hatten, blickten vom fernen Exil her ins Land, von London aus zum Beispiel, außerstande, sich in das neue, noch kaum spürbare Wiedererwachen einzuschalten, wohl auch kaum fähig, es richtig zu begreifen; fern vom Schuß, sein Freund Marx, fern den Herzen.

Lassalle lächelte: So verstanden, hatte das Schicksal, die launenhafte Primadonna, ihn seit je im Auge gehabt – seit jener preußische Polizeirichter im Mai 1849 ihn wieder in Untersuchungshaft setzen ließ und so verhinderte, daß er an den letzten Kämpfen der Revolution teilnahm und darin umkam wie so viele oder außer Landes getrieben wurde. Als sich ihm dann die Gefängnistore öffneten, war er in eine veränderte Welt hinausgetreten – eine Welt, verstummt unter dem Leichentuch der gemordeten Freiheit. Er jedoch lebte, und zwar *in* Deutschland: der letzte von all den Feuerköpfen, die das Reich hätten erneuern können. Er lebte. Und dennoch war etwas in ihm erstorben, und die ganzen Jahre hindurch hatte er zu ergründen gesucht, was es war: Hoffnung? Glaube? An wen? An was?